

č i ů t ě aufmerksam. Sie widmet sich der vergleichsweise kurzen Phase in der komplexen, ja dramatischen Biografie des in München bei Wilhelm Pinder ausgebildeten Mikalojus Vorobjovas, der während der deutschen Okkupation in Litauen durch die Besatzer gefördert wurde. Für Polen hingegen lässt sich eine entschiedeneren Trennung zwischen den Welten der Besatzer und der Besetzten beobachten. So stellt Agnieszka Gąsior in ihrem Beitrag dem ausschließlich mit deutschen Wissenschaftlern besetzten Institut für deutsche Ostarbeit in Krakau die Untergrundtätigkeit polnischer Fachleute als Forscher, Lehrer und Denkmalpfleger gegenüber. Unterschiedlich hierzu stellte sich die Situation in Schweden dar, das seine staatliche Unabhängigkeit wahren konnte. Inga Lena Ångström Grandin stellt das Werk des Kunsthistorikers Andreas Lindblom als dessen „private war“ gegen die Vereinnahmung der schwedischen Kunst durch die „große deutsche Kultur“ vor. Die Erörterung der Verhältnisse in Italien vor und während der Okkupation (Christian Fuhrmeister, Almut Goldhahn) sowie ein Beitrag zu Wilhelm Pinders Tätigkeit als Vortragender im Dienste der Kulturpropaganda im Ausland (Magdalena Bushart) bereichern das Buch wesentlich.

Der besondere Wert des Sammelbandes liegt darin, dass der Gegenstand der Kunstgeschichte in den besetzten Ländern aus der Perspektive verschiedener Länder und vor einem europäischen Hintergrund in Augenschein genommen wird und dabei die Interdependenzen zwischen deutschen und den jeweiligen lokalen Kunstgeschichten ergründet werden. Die bis nicht ausreichend wahrgenommene Bedeutung dieser Problematik wird anschaulich vorgeführt, und es werden Anstöße gegeben, diese in einer transnationalen Perspektive zu erforschen. Gleichwohl macht sich im Band auch eine Diskrepanz bemerkbar. Diese besteht zwischen den mustergültigen Studien des Bandes, die sich der komplexen Methoden wissenschaftshistorischer NS-Forschung bedienen und zumeist die deutsche Seite der Geschichte reflektieren, und Defiziten, wie sie sich leider in der Erforschung der jeweiligen lokalen Kunstgeschichten in den besetzten Ländern zeigen. Die vorgelegte Publikation wird hoffentlich als Ansporn wirken, erweiternde und tiefgreifende Untersuchungen dieses noch vernachlässigten Forschungsfeldes in Angriff zu nehmen.

Poznań

Adam S. Labuda

**John J. Kulczycki: *Belonging to the Nation.*** Inclusion and Exclusion in the German-Polish Borderlands 1939-1951. Harvard University Press. Cambridge/MA – London 2016. 402 S., Kt. ISBN 978-0-674-65978-0. (\$ 49,95.)

Diese Monografie untersucht die Bemühungen zweier unterschiedlicher Regimes, des nationalsozialistischen und des volkspolnischen, zwischen Deutschen und Polen in den von ihnen gemeinsam bewohnten „Grenzländern“ zu unterscheiden. Als solche Grenzländer versteht John Kulczycki die vom Dritten Reich annektierten Teile Polens sowie (nach 1945) die ehemals deutschen Gebiete östlich von Oder und Neiße. Im ersten Kapitel analysiert er die deutsche Politik im besetzten Polen, mit besonderem Augenmerk auf die Anwendung der Deutschen Volksliste (DVL) mit ihren vier Kategorien, um möglichst viele Bewohner dieses Gebiets als mehr oder weniger „volksdeutsch“ bezeichnen zu können. Aber der Schwerpunkt dieser Studie (90 Prozent des Textumfangs) liegt auf der Zeit nach 1945 und befasst sich vor allem mit dem Problem der ca. zwei Millionen „Autochthonen“, d. h. deutschen Staatsbürger „slawischer Ethnizität“ (vor allem Oberschlesier und Masuren). Da diese die Aneignung sonst deutschen Territoriums zumindest teilweise legitimieren sollten, wollte die neue polnische Regierung sie im Land behalten. Sie versuchte die Autochthonen durch einen Prozess der Verifizierung ihres angeblich ursprünglichen und echten Polentums in die eigene Nation einzureihen, obwohl sich jene vorher größtenteils wie Deutsche (wenn nicht sogar als Nazis) benommen hatten. Letztendlich ist dieser Versuch gescheitert: zum einen, weil die polnischen Neuansiedler, aber auch viele Beamte, nach der brutalen Besatzung selten geneigt waren, solche Personen als Landsleute zu akzeptieren, auch wenn es die polnische Staatsräson befahl; zum anderen, weil allzu

viele Autochthone, die gerade anfangs beraubt und misshandelt wurden, aus welchem Grund auch immer sich weiterhin als Deutsche fühlten. Jedenfalls sind die meisten von ihnen, früher oder später (sobald sie konnten) nach Deutschland ausgewandert und die übrigen bilden die deutsche Minderheit im heutigen Polen.

Diese Entwicklung ist seit längerem bekannt, und K. rüttelt wenig an dem allgemeinen Bild, das Leszek Belzyt<sup>1</sup>, Andrzej Sakson<sup>2</sup>, Tomasz Kamusella<sup>3</sup> und andere gezeichnet haben. Er untermauert es aber in wertvoller Weise, hat vor allem die amtlichen polnischen Quellen gründlicher als jeder andere erforscht und bietet somit die dichteste und detailreichste Darstellung des volkspolnischen Verifizierungsprozesses samt seines Scheiterns, die jemals erschienen ist. (Leider jedoch fehlt eine Bibliografie, um dieser Quellenbasis leichter nachzugehen.) Innovativ ist besonders die vergleichende Betrachtung der beiden Regimes und K.'s überaus kritische Beurteilung der Politik Volkspolens, die in der Feststellung gipfelt, dass das NS-Regime „das Modell geliefert hat“ (S. 52) für das volkspolnische Vorgehen – Letzteres habe eben „die Nazi-Politik fortgesetzt“ (S. 112). Diese Schlussfolgerung wird wohl auch im heutigen Polen umstritten sein.

Bei aller Achtung für den Forscherfleiß eines schon längere Zeit im Ruhestand lebenden Historikers sind aber auch einige Einwände zu registrieren. Erstens ist die Quellennähe dieses Werkes Stärke und Mangel zugleich, denn der überwiegend faktografische Text besteht größtenteils aus arrangiertem Quellenmaterial, das meistens ohne Kommentar oder Kontextualisierung weitergereicht wird; das Analytische kommt eher zu kurz. Zweitens gibt es Begriffsschwierigkeiten, z. B. verwendet K. den Begriff „Volksdeutscher“ in höchst anachronistischer Weise auch für die Zeit nach 1945, als höchstens von „ehemaligen, sogenannten Volksdeutschen der Kategorien III und IV“ die Rede sein kann. Wie K. unterstreicht, hat Volkspolen die Kategorien der DVL praktisch übernommen: Die unter I und II Verzeichneten galten als Deutsche und wurden ausgewiesen; die unter III und IV als ethnisch-polnische Bürger, die sich aus opportunistischen Gründen (oder sogar zwangsweise) auf die DVL haben eintragen lassen, obwohl sie kaum deutsche Merkmale aufwiesen. Nun, wo sie wieder Polen sein wollten, beschreibt K. sie allen Ernstes als „Volksdeutsche polnischer Nationalität“ (S. 266). Drittens verkündet K. gleich zu Beginn des Werkes seine Überzeugung, dass nationales Bewusstsein als historischer Faktor oft überschätzt werde – für viele (für allem einfache) Menschen sei das eine nur oberflächliche, ambivalente, und wechselhafte Neigung. Folglich geht er davon aus, dass die scheinbar deutsche politische Identität für die meisten Autochthonen kein ernstes Hindernis gewesen sein und für ihr Verhalten nicht als ausschlaggebend angesehen werden könne. Somit ist er praktisch gezwungen, die ganze Schuld für das Misslingen der Verifizierungspolitik dem polnischen Regime zuzuschreiben, während die Autochthonen selbst als eher passive Objekte der Politik erscheinen. Am Schluss erkennt K. zwar an, dass Nationalbewusstsein nicht auf Grund von „Ethnizität“ angenommen werden könne oder solle, aber man vermisst trotzdem eine tiefere, geschichtlich begründete Analyse der nationalen Einstellung der Autochthonen. Diese muss man doch in Betracht ziehen, will man das Misslingen des Verifikationsprogramms voll verstehen.

K. schließt mit der eher moralisierenden und gegenwartsbezogenen Erkenntnis, dass ethnische Homogenität weder umsetzbar noch wünschenswert sei. Er glaubt, dass Polen

<sup>1</sup> LESZEK BELZYT: Zum Verfahren der nationalen Verifikation in den Gebieten des ehemaligen Ostpreußen, 1945-1950, in: Jahrbücher für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands 39 (1990), S. 247-269.

<sup>2</sup> ANDRZEJ SAKSON: Mazury – Społeczność Pogranicza [Masuren – eine Gesellschaft im Grenzgebiet], Poznań 1990.

<sup>3</sup> TOMASZ KAMUSELLA: Silesia and Central European Nationalisms. The Emergence of National and Ethnic Groups in Prussian Silesia and Austrian Silesia, 1848-1918, West Lafayette/IND 2007.

heute besser dastünde, wenn es die Millionen Autochthonen und „Volksdeutschen“ bei sich hätte behalten können – obwohl eine solche Logik den Umständen von 1945 widerspricht. Ansonsten aber hat K. eine breit angelegte und bemerkenswert gründlich erforschte Studie zu einem wichtigen Thema geliefert, und jeder, der sich für dieses Thema interessiert, wird nun wohl diese Arbeit in Betracht ziehen wollen.

Bangor/ME

Richard Blanke

**East and Central European History Writing in Exile 1939-1989.** Hrsg. von Maria Zadencka, Andrejs Plakans und Andreas Lawaty. (On the Boundary of Two Worlds, Bd. 39.) Brill Rodopi. Leiden u. a. 2015. XII, 433 S. ISBN 978-90-04-29962-7. (€ 99,-)

Der Band beinhaltet Beiträge einer Konferenz, die 2009 an der Södertörn University durchgeführt wurde. Ein internationaler Kreis von Historikern und Literaturwissenschaftlern beschäftigte sich dort mit der Exil-Historiografie aus Ostmitteleuropa in den Jahren 1939-1989. Die veröffentlichten Beiträge untersuchen das Exil aus einem Gebiet, das Estland, Lettland, Litauen, Weißrussland, die Ukraine und Polen umfasst.

Die leitenden Fragen der Beiträge kreisen um die Lage der Emigranten in der jeweiligen Exilgruppe, in den Gastländern und in der internationalen Gemeinschaft der Historiker. Darüber hinaus wird thematisiert, wie sie die Entwicklung der Geschichtswissenschaft in der „alten“ Heimat bewertet hatten und ob sie diese beeinflussen konnten. Bei der Definition, wer als Historiker gelten kann, gehen manche Autoren der Beiträge (Maria Zadencka, Rafał Stobiecki) so weit, dass sie auch Schriftsteller dazurechnen (wie z. B. den aus Polen stammenden Józef Mackiewicz) – eine Entscheidung, die dem Rezensenten zweifelhaft erscheint.

Die Lektüre des Bandes ermöglicht es, allgemeine Schlüsse über das Exil und insbesondere über die Exil-Historiker aus Ostmitteleuropa zu ziehen. So zeichnete sich die Emigration aus dieser Region nach 1939 durch eine hohe Prozentzahl an Intellektuellen aus. Die Geschichte des eigenen Landes genoss innerhalb der jeweiligen Emigration einen hohen Stellenwert. Die Historiker im Exil zeigten sich hin- und hergerissen zwischen der Notwendigkeit, der Exil-Gemeinschaft mit populärwissenschaftlichen Werken zu dienen, und dem Wunsch nach Professionalisierung. Von entscheidender Bedeutung für ihr berufliches Fortbestehen waren organisatorische Strukturen, wie Vereinigungen oder Zeitschriften. So bildete z. B. die Gründung der *Slavic Review* 1963 einen wichtigen Wendepunkt für die Integration und Professionalisierung der ukrainischen Forschung im Exil sowie ihre Vernetzung mit der westlichen Historiker-Community.

Im Lichte dieser Befunde verwundert es nicht, dass manche Autoren des Bandes auf das Konzept des „sozialen Kreises“ zurückgreifen, das von dem Soziologen Florian Znaniecki entworfen wurde und eine Gemeinschaft bezeichnet, die sich durch institutionelle Verbindungen und permanente personelle Kontakte auszeichnet (vgl. den Beitrag von Zadencka zu polnischen Exil-Historikern auf den Internationalen Historikertagen, S. 157 f.). Als ein weiterer theoretischer Zugang zur Erforschung dieser Exilanten-Gruppe wird der generationelle Ansatz verwendet. Dies geschieht insbesondere im Beitrag von Andrejs Plakans zu lettischen Exilhistorikern. So gelingt es dem Autor, bei den emigrierten lettischen Historikern generationsbedingte Erfahrungen, Anknüpfungsmöglichkeiten an die Historiografie des jeweiligen Gastlandes und schließlich auch die Möglichkeiten, nach 1991 in der „alten“ Heimat wieder präsent zu sein, herauszuarbeiten.

Insbesondere Exil-Historiker, die aus Ländern stammten, die – wie die baltischen Republiken – nur kurz staatliche Form annahmen, wurden im Westen mit der Frage konfrontiert, in welche größeren Zusammenhänge sich die Geschichte ihres Landes einordnen lasse: die imperiale russische, die sowjetische oder (im Falle Estlands und Lettlands) die deutsche Geschichte? Sie reagierten darauf mit dem Hinweis auf den autochthonen Charakter der eigenen nationalen Vergangenheit, betonten die Zugehörigkeit zum Westen